Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 28 (1941)
Heft: 2

Artikel: "Situation der Architektur 1940" : Diskussion
Autor: Flüeler, Fritz / Kadler-Vögeli, E. / Zeyer, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-86815

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Situation der Architektur 1940» – Diskussion

Der Aufsatz dieses Titels ist erschienen im Septemberheft des «Werk» 1940, S. 241–251; ein erster Diskussionsbeitrag im Dezemberheft 1940, S. 365

I. Situation der Architektur 1940. Eine Antwort

Lieber P. M.,

Ich bin in Sachen Architektur ein Laie, in Sachen Kunst ein Liebhaber. Es mag daher Ihnen und andern überheblich erscheinen, wenn ich mich in das Zwiegespräch einschalte, das zweifelsohne durch Ihren Situationsbericht in Heft 9 ausgelöst wird.

Aber ich war einmal Ihr Schüler; ich glaube, etwas von Ihnen gelernt zu haben; ich kann mir nicht vorstellen, dass das Gelernte unnötig wird, und dass ich nichts Gescheiteres zu tun habe als umzulernen. Wenn ich jedoch Ihren Situationsbericht lese und wieder lese, so beschleicht mich immer stärker das bange Gefühl, ich könnte den Anschluss an die Wirklichkeit versäumt haben.

Sie wussten nicht, dass ich Ihr Schüler war. Es war wohl vor mehr als einem Jahrzehnt, als ich in Basel eine Reihe Ihrer Vorträge besuchte. Sie zeigten uns in Lichtbildern die Entwicklung des neuen Bauens. In Erinnerung blieb mir, wie Sie uns Gebäude klassizistischen Gepräges zeigten und dabei bemerkten, diese Häuser seien wohl sehr anständig gebaut und es sei nichts gegen das Können ihrer Architekten einzuwenden, nur komme es heute nicht auf diese Anständigkeit an, sondern auf die Lösung von Aufgaben, die unsere Zeit in besonderer Formulierung stelle und die daher mit den Mitteln unserer Zeit bewältigt werden müssten.

Sie bewiesen diesen Grundsatz in so einleuchtender Weise, dass ich ihn mir willig zu eigen machte.

Mir scheint nun, dass Sie in Ihrem Situationsbericht nicht mehr zu Ihrem Grundsatz stehen, obwohl Sie antönen, Sie hätten Ihre Meinung nie ändern müssen. Ich habe Sie entweder damals missverstanden, oder verstehe Sie heute nicht.

Sie kämpften doch damals für etwas, das eher ein Wunschtraum als eine Wirklichkeit war. Wohl gab es damals genügend Zeugnisse neuen Bauens, um zu wissen, was dieses Neue wollte. Aber diese Zeugnisse mussten mühsam zusammengesucht werden, nicht nur aus verschiedenen Stadtecken, nein, aus verschiedenen Erdteilen. Wir aber wollten, dass diese Bestrebungen zum Gepräge aller neuen Siedlungen würden.

Aber das Neuprägen verlangte mehr Zeit, als wir uns dachten. Daran ist vor allem die Politik schuld. Wir wollten vom Teil zum Ganzen vorstossen; die Politik macht es umgekehrt, indem sie erst das Ganze gestaltet, ehe sie den Teilen ihre Aufmerksamkeit schenkt. Durch die Vorherrschaft des Politischen wurde das Kulturelle in den Hintergrund gedrängt. Die Situation ist heute die, dass sich die Architektur in einem Wartsaal befindet.

So wenigstens sehe ich heute die Lage an, und deswegen erlaube ich mir, Ihre Sehweise auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Es drängt mich dazu das gleiche Verantwortungsbewusstsein, das Ihnen die Feder in die Hand gedrückt hat.

Zugegeben sei folgendes: Das neue Bauen hat nur Teilerfolge zu buchen. Zugestanden sei: Die Begründung des neuen Bauens wandte sich oft an einen mehr abstrakten als konkreten Menschen. Zu beantworten wäre, ob Misserfolge einer Bewegung oder Ungeschicklichkeit einer Begründung genügen, um die Sache als solche als Irrtum hinzustellen.

Ich muss etwas weiter ausholen: Im Dämmerzustand der heutigen Zeitenwende verlieren viele Menschen den Richtsinn und wissen nicht mehr, ob das Licht aus dem Westen oder aus dem Osten kommt. Diese Leute gewöhnen sich daran, dem Erfolg als dem Einzig-Fassbaren, dem Einzig-Glaubbaren gesetzgeberische Gewalt zuzuschreiben, selbst wenn sie früher nicht dem Lager angehörten, aus dem der Erfolg hervorging. Diese Erfolgsanbeter aus eigener Unsicherheit sind auf einmal geneigt, ihre ursprüngliche Ueberzeugung der Wucht der Tatsachen zu opfern, als ob der Erfolg schon das Unabänderliche sei, dem sich anzupassen eine neue Sicherheit gewähre. Mit dem neuen Blickpunkt glaubt man, auch einen neuen Lichtpunkt gefunden zu haben. Man schläft als Individuum ein, um als Kollektivum am Leben zu bleiben. Denn was heisst Erfolg? Beifall und Gefolgschaft der Masse. Und was heisst Erfolglosigkeit? Ohne Beifall und ohne Gefolgschaft den eigenen Weg zu gehen.

Dieser eigene Weg kann richtig oder falsch sein: Darüber entscheidet nicht der unmittelbare Massen- oder Kassenerfolg, sondern die Wirkung über das einzelne Individuum hinaus auf andere Individuen, die Wirkung auf eine Elite. Der Weg von der Elitenwirkung zum Massenerfolg ist Ihnen ja bekannt: Es gibt Sterne, deren Licht die Erde erst erreicht, nachdem sie erloschen sind. Es verhält sich mit den Individuen nicht anders: Was sie zur Erleuchtung der Menschheit beitragen, wird oft erst Gegenwart, wenn ihr Leibliches der Vergangenheit angehört.

Der Dämmerzustand, der heute so viele Kräfte bindet und so viele befreit, ist der Dunkelheit des Mutterschosses vergleichbar, worin in langen wachsenden Wehen etwas Neues wird. Die Unsicherheit des Ausgangs darf uns aber nicht dazu verführen, uns in die

Sicherheit des schon Erfolgten, des Dagewesenen zu flüchten, nur weil Tausende dasselbe tun und so das Gestrige allein als das Bewährte und heute Gültige erscheint. Nein, wir haben d a z u s e i n, wenn die Geburt geschieht, und ihre Frucht ist uns zur weitern Bildung anvertraut, ob sie nun als Edelgewächs oder als wildes Schoss in unsere Hände gelange. Dieses Wagnis haben wir auf uns zu nehmen, wenn wir im w a h r e n Erfolg mehr als eine wechselbare Münze, nämlich eine unverwechselbare Wahrheit sehen. D i e s e r Erfolg bedarf der Reifezeit, während der Massenerfolg auf dem Wogengang des Aktuellen reitet.

Auf Grund dieser allgemeinen Feststellungen können wir nun von der Architektur im besonderen sprechen.

Die Architekten, die noch vor wenigen Jahren ein klares Ziel zu erkennen glaubten, diesem entgegenstrebten und so zu immer grösserer Klarheit gelangten, stehen entweder still oder machen bedächtige, fast spielerische Tastversuche nach allen Richtungen, vorwärts, rückwärts, seitwärts. Am liebsten seitwärts. Was wurde bis vor kurzem auf der Seite liegen gelassen? Die Folklore. Glas, Beton, Eisen: das waren die Götter, denen man opferte. An ihre Stelle treten immer deutlicher folkloristische Fetische: die Stabelle, das Butzenfenster, das Spinnrad. Warum?

Sie erklären es als Historismus. Aber es wird ja nichts Historisches heraufbeschworen. Das XIX. Jahrhundert sagte die historischen Stile auf. Der Folklorismus aber, der mit dem Chalet seinen Siegeszug antrat, sagt mitten im XX. Jahrhundert etwas Zeitloses aus: die Sehnsucht des Städters nach dem bukolischen Dasein. Diese Krankheit kannten die alten Römer genau so, wie wir sie kennen. Nun berühren wir uns, Herr P. M., trotz unseres verschiedenen Standorts in der Erkenntnis, dass das Bedürfnis nach Bodenständigkeit desto stärker ist, je entwurzelter die tatsächlichen Zustände sind. Aber zwischen Historismus und Folklorismus ist ein Unterschied. Der Historismus war eine Angelegenheit der Intelligenz: Im Verlaufe der Entdeckungen bemächtigte man sich auch der Stile, die man wie Kolonien ausbeutete. Der Folklorismus unserer Tage entstand nicht aus einem Erobererwillen, sondern aus der Existenzangst des Unterbewussteins. Man flüchtet sich zu den Müttern, da man nicht mehr den Mut zur Vaterschaft, zu eigener Schöpferkraft hat.

Die Erklärung, die heutige Dörfli-Architektur sei eine zweite Welle des Historismus, ist gegenstandslos, da es den Historismus nicht mehr gibt. Die paar Architekten, die heute noch Barock oder Gotik plündern, sind Petrefakten des XIX., nicht Faktoren des XX. Jahrhunderts.

Wir haben uns also n i c h t mit dem H i s t o r i s m u s auseinanderzusetzen, s o n d e r n mit dem F o l k l o r i s m u s. Die Frage ist berechtigt, ob das «befreite Wohnen» nicht eine Unterlassungssünde beging, als es die Sehnsucht nach Geborgenheit nicht in Rechnung stellte. Aber die Sehnsucht ist stets der Ausdruck eines vorübergehenden, manchmal sogar fragwürdigen Zustandes. Die Architektur hat ihre Formen nicht auf das Kleinformat einer Modekrankheit abzustellen, sondern auf das Weltformat des Notwendigen.

Bodenständigkeit ist Ersatz für das Fehlen wirklicher Tradition. Die Herstellung dieses Ersatzstoffes sollte den Rittern von der Konjunktur überlassen werden, während der ernsthafte Forscher ermitteln müsste, wie die Entwurzelten wieder Wurzel schlagen könnten. Entweder verneint man die ganze heutige städtische Kultur und dankt dem Herrgott für den Bombenregen, der Sodom und Gomorrha hinwegfegt, oder man wittert die Möglichkeiten neuen Lebens und bejaht jeden Spatenstich im Neuland.

Es ist zwar ein beliebter Einwand gegen das neue Bauen, dass es nicht vermöge, den modernen Menschen vor der Technik des Berufslebens zu schützen, ja, im Gegenteil, ihn erst recht der Technik ausliefere. Nun ist es aber eine blosse Annahme, der Mensch wünsche in seinem Privatleben vor der Technik zu fliehen. Es ist nicht einzusehen, warum er die technischen Erleichterungen, die er in Küche, Bad und Abort begrüsst, im Wohn- und Schlafzimmer als störend empfinden soll. Was den Empfindlichen stört, ist deren Nacktheit, und darum tarnt er die elektrische Beleuchtung, die Nähmaschine, die Zentralheizung. Aber wenn der Architekt die Natur durch die weit geöffneten Fenster ins Haus holt, oder die Bewohner auf ausladenden Balkonen ins Freie versetzt, so stören diese doch auch technischen Behelfe keineswegs.

Aber gründet sich die «technisierte» Architektur nicht nur auf biologische Bedürfnisse, und kommt die Folklore nicht den psychologischen Ansprüchen entgegen?

Man darf den Aushängeschild nicht mit dem Wirtshaus verwechseln. Das Schlagwort von der «Wohnmaschine» war ein Aushängeschild. Dass aber das Haus wirtlich sein müsse, war wohl den meisten Architekten klar. Sie hatten für bestimmte Zwecke den Rahmen zu schaffen, dessen Füllung jedoch dem Bewohner oblag.

Und damit kommen wir zur Hauptsache.

Lieber Herr P. M., Sie schreiben, der Profanbau (Fabrik, Bureauhaus, Spital, Schule, Sportbau) soll weiterhin im Sinne des neuen Bauens «formleer» auf seine Funktion bezogen sein. Beim «Wohnen» finden Sie aber diese Funktion nicht eindeutig. Es müssten auch das Gefühl der Sicherheit, einer gegen aussen abgegrenzten Geborgenheit, eine Betonung des Privaten und Menschlichen möglich sein. — Aber diese Dinge sind doch Angelegenheiten der Hausbewohner. Wenn sich ein Bauherr sicherer bei Schießscharten

fühlt als bei grossen Fenstern, dann est es seine Sache, den diesbezüglichen Auftrag zu geben. Was die Intimität anbelangt, so ist es erst recht das private Können des Bewohners, sich diese zu schaffen: Sie kann in der kahlsten Hütte vorhanden sein und im üppigsten Palaste fehlen. Mit andern Worten: Warum ist es so ungemütlich in den heutigen Häusern? Weil die heutigen Menschen keine Gemütlichkeit haben. Der Bewohner, nicht der Architekt, belebt und vermenschlicht den Raum.

Vom Wohnhaus und Profanbau distanzieren Sie den Monumentalbau. «Für Monumentalbauten wird sich ein neuer Klassizismus durchsetzen — nicht aus Resignation, sondern infolge der Erkenntnis, dass die unbegrenzt nuancierungsfähige klassische Formenfamilie allein imstande ist, die Tonart des Erhabenen und Festlichen auf europäisch auszusprechen.» Aber was war denn mit der Gotik los? Wenn schon Erhabenes und Festliches ausgesprochen werden müsste, wäre es denn nicht denkbar, dass auch hierfür ein neuer Stil entstehen könnte, wenn man nur den Mut hätte, sich von der Historie so wegzuwenden, wie es die Gotik von der Romanik tat? Für die Schweiz insbesonders erhebt sich noch die Frage, welche Paläste als Ausdruck des Festlichen noch gebaut werden müssten, nachdem P. M. selber die Kirchen, bisher Ausdruck des Erhabenen, im Geist der Katakomben errichtet sehen möchte.

Wenn die Architektur heute scheinbar in einer Sackgasse steckt, so haben die Architekten dies sich selbst auch zuzuschreiben: Sie wichen zurück vor dem «Publikum», sie bückten sich vor dem Schwergewicht der Masse, statt dass sie unbeirrt vorwärts gingen im Bewusstsein, eine Elite zu bilden. Vergessen wir nicht, dass in früheren Zeiten die Kultur nur von einer schmalen Schicht getragen wurde, und dass der gewöhnliche Bürger sich an den herrschenden Geschmack der Autoritäten hielt: Es blieb ihm nichts anderes übrig. Mit der Geistesfreiheit, die das Volk dem Liberalismus verdankt, wurde uns auch die Freiheit des Geschmackes beschert. Das Chaos der Willkür in den Kosmos der Ordnung zu überführen, verpflichtet heute eine Elite, die ihre Autorität einzig und allein durch Bekenntnis und Leistung erwirbt.

Zu leisten und zu bekennen: Das ist die Aufgabe der Architekten und ihrer Freunde und Helfer: der Künstler, der Soziologen, der Techniker.

Es genügt nicht, eine Wahrheit zu erkennen. Man muss für die erkannte Wahrheit kämpfen. Und hier liegt der psychologische Fehler der Neuerer, dass sie, nachdem sie eine erste Position erobert hatten, nicht weitere Positionen sturmreif machten. Aber dieser Fehler mag auch seine psychologische Berechtigung haben: Er kann als Atempause im Wartsaal dienen.

Nun aber wird es Zeit, dass wieder ein Stosstrupp vorprellt. Es kann nicht verschwiegen werden, dass unsern grossen, massgebenden Verbänden auch die Vergreisung droht. Sie sollten die Kraft haben, zu ihrem eigenen Nutzen «Sezessionen» auszuscheiden, denn nur bei kleinen Gruppen kann Einheit, Klarheit und Schnelligkeit im Vollzug einer als richtig erkannten Wahrheit bestehen.

Grosse Dinge bleiben zu tun. Wir haben die Städte aufzulockern. Siedlungen sind so zu gestalten, dass sie die Vorteile des Stadtlebens mit den Vorteilen des Landlebens vereinen. Wir brauchen das Einfamilienhaus mit Umgelände, wenn wir für die Familie die Wiedergeburt und damit grössern Lebensraum verlangen, wir brauchen aber auch das rasche und billige Verkehrsmittel, das den Anschluss des Landes an die städtischen Arbeitsstätten erlaubt. «Befreites Wohnen» in diesem weitern Sinne ist gerade in der Schweiz noch ein frommer Wunsch.

Wenn sich die Architektur mehr mit den Fragen unserer Existenz als mit den Modelaunen des Geschmackes abgibt, braucht sie nicht weiter mehr ihr Daseinsrecht auf Umwegen zu suchen.

Mit freundlichen Grüssen

Fritz Flueler

II. Serienstühle

Der Artikel «Situation der Architektur 1940» zwingt mich zu einer Stellungnahme, die vielleicht einseitig wirkt, die ich aber als Vertreter der Industrie bekanntgebe, weil P. M. im genannten Artikel speziell die Stuhlindustrie miteinbezog.

Unter anderem macht P. M. dem Serienstuhl von 1925 der Firma Horgen-Glarus den Vorwurf, er sei Symbol der internationalen Architektur. Im Nachfolgenden will ich versuchen, wie diese Symbolik in unsere Schweizer Industrie kam.

Von Zeit zu Zeit kommt von den Verkäufern der Ruf nach neuen Modellen. In früheren Jahren wurden in diesem Fall bestehende Modelle variiert, Schnörkel geändert, Schnitzereien angehängt, der Phantasie des Zeichners Tür und Tor geöffnet zu möglichst ideenreicher Entfaltung. So war es noch im Jahre 1921, als ich in die Industrie kam. Die Nachkriegszeit brachte eine gute Konjunktur, die Preise spielten keine allzu grosse Rolle, und es wurde wacker in phantasievollen Modellen gearbeitet. Gegen Ende der 20er Jahre kam die Krise und damit der Ruf nach billigem Preis. Billig, billig hiess es täglich, und diese Forderung zwang uns zu anderen Wegen. Technische Möglichkeiten zu billiger Herstellung mussten gesucht werden, d. h. rationelle Herstellung. Um diese zu finden, wurde in erster Linie der Stuhl auf die einfachste Art konstruiert, statt entworfen im Skizzenheft. Seine einfachste Form, die den gestellten Anforderungen, dem Sitzen, entspricht, wurde gesucht. Alte Modelle, ihres Schmuckes beraubt, ergaben teilweise Modelle, die nichts weniger als zum Sitzen einluden. So wurden wir gezwungen, nach andern Formen zu suchen, Formen, die in erster Linie ein bequemes Sitzen ermöglichten, in zweiter Linie suchten wir die Proportionen so zueinander abzustimmen, dass der Stuhl natürlich und angenehm aussah. Hier möchte ich bemerken, daß auch die Veränderung in den Sitten und Gebräuchen von vor dem Weltkrieg und den letzten 20 Jahren berücksichtigt wurden.

Früher war es verpönt, in einem Stuhl «wie hingegossen» bequem ausruhend zu sitzen. Damen durften die Beine nicht übereinanderlegen beim Sitzen, schon ihre Kleidung erlaubte das beinahe nicht. All das hat sich doch nach dem Krieg gründlich geändert. Die Kleidung wurde so gemacht, dass sie den Menschen auch beim Sitzen nicht hinderte, den Körper möglichst zu entspannen und ausruhen zu lassen. Ist es da verwunderlich, wenn der Forderung nach bequemen Stühlen, die von allen Seiten kam, Folge gegeben wurde? Die allgemeine Krise brachte noch den Ruf nach niedrigen Preisen, und so entstand der in seiner Form einfache und bequeme Stuhl, der mit Hilfe der neuesten technischen Hilfsmittel hergestellt wurde. Der Preis war massgebend für die Serienherstellung, und dies bedingte wiederum Formen, die maschinell hergestellt werden können. An Hand der geführten Statistiken kann nachgewiesen werden, dass Modelle mit traditionellen Formen, solche, die eine andere Atmosphäre in die Wohnung bringen, als sie z. B. im Geschäft ist, die nach P. M. ein Gefühl von Geborgenheit geben, solche, die eine sichtbare Verbundenheit mit der Vergangenheit geben, nicht mehr verkäuflich waren. Die einfachen, bequemen Stühle wurden dagegen und werden heute noch von allen Bevölkerungsschichten gekauft. Noch mehr: diese Modelle wurden vom Ausland nachgeahmt und teilweise bis ins kleinste Detail übernommen. Bis zu den 20er Jahren war es allerdingst umgekehrt; die Schweizer Möbelindustrie hat oft, nur zu oft ihre Modelle beim deutschen Nachbar entlehnt. Was ist da wohl schweizerisch, was international? Ist es überhaupt nicht einfach etwas «zeitgemäss», Internationalität abschätzig zu beurteilen und damit beim grossen Haufen etwas Applaus zu holen?

In den gleichen Jahren wurden aber auch die Formen des nationalen Heimatstilstuhls der Stabelle neu konstruiert. Seine Bequemlichkeit ist den heutigen Anforderungen angepasst, die Form so gestaltet, dass die Stabelle in Serienfabrikation herzustellen ist und billig wird. In den letzten 10 Jahren, bevor die allgemeine Welle des Heimatstils gekommen ist, wurden tausende dieser Stühle verkauft, von den «traditionellen», welche bis heute in Formen wie vor 200 Jahren im Katalog enthalten sind, wurden in dieser Zeit keine 100 Stück abgesetzt. Auch diese neuartigen Stabellenformen haben Eingang in Deutschland gefunden, wahrscheinlich weil sie einen Hauch jenes Symbols internationaler Architektur in sich tragen. Die Voraussetzungen und Bedingungen, die die Industrie zu den neuen Formen brachte, decken sich sicher nicht mit denen der Architekten; dass das Produkt in der Form die Anforderungen der Architekten erfüllte, erscheint mir bis heut als erfreulich.

E. Kadler-Vögeli, techn. Direktor der AG. Möbelfabrik Horgen-Glarus

III. Situation der Architektur 1940

Wenn wir Kunsterleben zu ergründen suchen, führt alles Hin- und Herreden und Zergliedern abstrakter Begriffe nicht zum Ziel, wenn nicht allem voran die Intuition, die erzeugende Kraft alles schöpferischen Geschehens, gestellt wird. Ob wir ein Architekturwerk, ein Bild an der Wand, oder eine andere in diesem Sinne gestaltete Form betrachten, bleibt sich gleich. Nicht gleich bleibt es sich, wie ein Kunstwerk als Ausdruck eines Zeitgeschehens auf uns einwirkt. Das Alte spricht mehr im beschaulichen Sinne zu uns, während das Neue ganz an uns herantritt, zur aktiven Auseinandersetzung verpflichtet. Prosaisch gesagt, überträgt das Historische — gleich einem Ofen — die wärmende Ausstrahlung, das unmittelbar Ansprechende auf uns. Wir fühlen uns gut gelaunt in dessen Umgebung und spinnen Fäden hinüber und herüber. Aber wir dringen nicht vor bis zur innern Glut, zur Urkraft dieser Einwirkungen, weil wir nicht selbst Erzeuger dieses Vorganges sind. Wenn auch im Verlaufe der Zeiten diese Vorgänge sich mehrmals ablösten, für uns bleiben die Eindrücke dieselben.

Wo standen wir?

Das XIX. Jahrhundert gleicht in der Geschichte der Architektur einem abgebrannten Ofen. Wenn wir die Strassen durchwandern, begegnen wir auf Schritt und Tritt diesen kalten Gebilden mit den aufgeputzten Gewändern, und unser Auge weiss rasch zu unterscheiden zwischen dem eine wohlige Atmosphäre verbreitenden Werk früherer Zeit und ihresgleichen. Es fehlt ihnen eben die besagte Ausstrahlung, die fehlen muss, weil nie die innere Glut vorhanden war. Diese Eigenheit hat ihren Boden in der bis zur äussersten Grenze getriebenen materialistischen Weltanschauung dieses Jahrhunderts. Weil darin alles nach dem auf Äusserlichkeiten gerichteten Ausdruck ausgerichtet war, begnügte sich auch die Architektur mit dem schablonenhaften Übernehmen vorhandener Formen. Der Weltkrieg löste dann schlagartig und auf breiter Basis die lange unterdrückten Spannungen und zeigte mit erschreckender Deutlichkeit, dass es noch etwas anderes zu lieben und zu verteidigen gibt, als Hang nach materiellen Erfolgen. Damit war auch für die Architektur eine neue Aera angebrochen.

Wo stehen wir heute?

Der Einsatz des «neuen Bauens» ist darnach nicht der Ausdruck für die Zuspitzung der vorangegangenen, materialistischen Weltanschauung, sondern eine Reaktion. Sie ist ausgelöst worden aus eben dieser bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Vermaterialisierung aller geistigen Werte und setzte mit elementarer Kraft dem Nurdinglichen das Erlebnis, dem Aussenhaften das Sinnvolle entgegen. Gewiss war dieser schroffe Bruch eine Begleiterscheinung des politischen Geschehens, doch ist nicht zu übersehen, dass neben allen materiellen Austragungen tiefe, rein menschliche und soziale Postulate einhergingen, und diese sind es, die sich die neue Architektur zu eigen machte. Mit der Anerkennung dieser Grundfragen treten die Folgerungen, die im Hinblick auf den Materialismus, aus «Funktionalismus und Konstruktivismus» und aus den Beziehungen der menschlichen Natur zur heutigen Raumformung und Raumempfindung abgeleitet werden, in ein anderes Licht. Die Ziele der neuen Architektur sind viel weiter vorgesteckt, als dass sie sich im Kneuel von politischen und morbiden Tagesgeschehnissen festfahren müssten. Deshalb kann auch nicht die Forderung an sie erhoben werden, dass sie

heute schon alle Probleme und Fragenstellungen sozusagen «gebrauchsfertig» gelöst hat, wenn man bedenkt, in welchen Zeiträumen etwa frühere Stilepochen ihren Kreislauf abwickelten. Es ist im allgemeinen nicht die Art, die formale Seite des neuen Bauens, die angeblich für manche Zeitgenossen eine Belastung darstellt, sondern das Neue an sich, das eben ein aktives Mitgehen erfordert und demzufolge einer gewissen Trägheit im Anerkennen Vorschub leistet (wie es übrigens bei allen Dingen der Fall ist). Daraus lassen sich nun zum guten Teil die Strömungen nach dem Historischen hin ableiten, weil eben dort diese Aktivität nicht bedingt ist und man sich in unbeschwertem Sichtreibenlassen schaukeln kann. In ähnlichem Sinne ist auch die Abschwenkung ins Nationale vorwiegend lokalpolitischen Einflüssen zuzuschreiben, und gerade deshalb müssen wir (und wir Schweizer mit besonderm Grunde) die Ursachen etwas tiefer durchdringen und uns fragen, ob sie massgebend genug sind, um eine Entwicklung, die einer innern Notwendigkeit entsprang, anzuzweifeln. War denn eine Gotik, eine Renaissance in ihrer Ganzheit national? Führt dieses nationale Gebärden nicht zu einer Dünkelsweiher-Architektur, der die spannende Kraft des Grossen und der weiträumigen Durchdringung fehlt, und hat nicht die moderne Architektur (wenn auch manches daneben schlug) gerade auch in ihrer Internationalität ihre Stärke gezeigt? Vergesse man nicht, um nur einen handgreiflichen Hinweis zu geben, dass in unserer Zeit die Distanz praktisch aufgehoben ist und dass ein Sicheinkapseln in lokale Zirkel schon allein deshalb unsinnig ist. Aus derartigen Nebenerscheinungen aber die Notwendigkeit abzuleiten, in Verbindung mit unsern Neuschöpfungen nach dem Historischen hinblinzeln zu müssen, ist abwegig und ruft, wie gelegentliche Beispiele zeigen, eine neue Attrappenarchitektur auf den Plan. Wir sollten uns bewusst bleiben, dass wir am Herde eines neu entfachten Feuers stehen und dass wir diese junge Flamme nicht mit altem Zunder, sondern nur mit den Mitteln, die unserer Zeit entnommen sind und in uns liegen, nähren können, wenn sie nicht vorzeitig erlöschen soll.

Wo werden wir morgen stehen?

Es ist gesagt worden: «Für den Monumentalbau wird sich ein neuer Klassizismus durchsetzen, nicht aus Resignation, sondern infolge der Erkenntnis, dass die unbegrenzt nuancierungsfähige klassische Formenfamilie allein imstande ist, die Tonart des Erhabenen und Festlichen auf europäisch auszusprechen», und weiter, es wären für die Neugestaltung unserer Wohnung «an Stelle der japanischen Feinheiten solche der eigenen Vergangenheit im Sinne der modernen Architektur zu verarbeiten». Dieses würde also bedeuten, dass die kommende Architektur einer Dreifaltigkeit entgegengeht, wovon das eine fast klassizistisch, das andere streng modern wäre und das dritte im Zwielicht dieser beiden herumirrte. Diese Prognose mag richtig sein, wenn sich in der neu aufzubauenden Welt die einzelnen Staaten kulturell einkapseln, und wenn die ungehemmte Machtentfaltung des Staates mit den Stützpfeilern eines neugezüchteten, mit sozialem Kleid getarnten Staatsmaterialismus zur Wirklichkeit wird. Dann brauchen wir monumentale, fast klassizistische Staatsbauten, um vor diesem neuerstandenen Götzen unser Haupt neigen zu können, und wir brauchen auch die geeignete Wohnung für den zahmen Bürger, der in seinem schmucken, mit historisierenden Illusionen ausgestatteten Heim nicht mehr aus dem Gleichgewicht gebracht wird. Die Prognose wird aber falsch sein, wenn das Ideal für Menschenrechte und Völkerverbindung und das der persönlichen Freiheit, im besondern auf kulturellem Gebiet, weiterhin Dienerin der Allgemeinheit bleibt, denn dann werden weiterhin die wirklichen menschlichen und sozialen Werte Weckruf sein, denen die moderne Architektur ihre Wiege verdankt.

A. Zeyer

IV. Betrachtungen zur Situation der Architektur 1940

Verehrter Herr Redaktor,

Gewillt, Ihnen einige Gedanken niederzuschreiben zu Ihrem Aufsatz «Situation der Architektur 1940»,[1] entsteht mir eine erste Schwierigkeit aus dem Begriffspaar: Profanbauten, Monumentalbauten. Mit dieser Setzung verlassen Sie die herkömmliche, logisch einwandfreie, weil innerhalb der Bauzwecke sich haltende Unterscheidung: Profanbauten, Sakralbauten, und verkoppeln einen Bauzweckbegriff mit einem Begriff von ganz anderer Art, denn «Monumentalbau» meint eine auszeichnende Sonderqualität, nicht aber einen Bauzweck. (Es ist als setzten Sie: Jagdhunde, Rassehunde.) Wenn ich nun dieses Ihr Begriffspaar in irgendeinem Feuilleton vorfände, läge es mir ferne, Kritik daran zu üben. Allein, so steht es nicht. Sie unternehmen eine «Bemühung um begriffliche Klärung», und überdies schliessen Sie an gerade dieses Begriffspaar Ihre zutiefst einschneidenden prognostischen bzw. programmatischen [2] Ausführungen an. So wird man denn behutsam verweilen müssen.

[1] In: Das Werk, Jg. 27, H. 9 (September 1940). Alle Zitate ohne Quellenangabe entstammen diesem Aufsatz. Dagegen versehe ich mit «DM», was ich Ihrem Aufsatz «Diskussion über Monumentalität» in: Das Werk, Jg. 27, H. 7 (Juli 1940) entnehme. Sämtliche Sperrungen sind von mir.

[2] Uebrigens: Prognose oder Programm? — Ganz deutlich wird das nicht. Sie setzen als Zwischentitel: «Prognose»; und so wäre es denn unbillig, wollte man Ihnen irgendwelche normativen Ansprüche unterstellen. Hinwieder fordern der Tenor Ihrer Darlegungen und das im letzten Satz dann doch noch verwendete Wort «Programm» zu solcher Unterstellung heraus.

Profanbau, Monumentalbau —: das schafft die Suggestion, dass irgendwann einmal der simple, rational demonstrierbare Bauzweck zurücktrete, ja fast gänzlich entschwinde und ein zweckfernes, freischwebend-erhabenes, blosses Monumentalsein beginne (Rassehund, sonst nichts). Sie sagen geradezu: «Monumentalgebäude sind immer nur nebenbei und ausserdem auch noch für diesen oder jenen Zweck brauchbar» (DM). Nicht ohne Nachprüfung ergebe ich mich dieser Behauptung; und so möge denn einstweilen das herkömmliche, logisch unanfechtbare Begriffspaar: Profanbau-Sakralbau wieder in Geltung treten. Zunächst noch ohne Interesse für die auszeichnende Sonderqualität des Monumentalen, diese jedoch späterhin zu sichten hoffend, gelte meine erste Betrachtung lediglich der Gesamtheit der Bauzwecke.

Gestuftheit des Seins

Jeglicher den Architekten verpflichtende, erfinderisch-werktätig zu antworten ihn zwingende, eine konkrete Leistung ihm abfordernde Bauzweck gründet im Sein. Dieses ist vorgegeben. Aus dem Nichts entsteht nichts. Aus dem Nichts entstehen auch Bauzwecke nicht. Esse postulat agere.

Das Sein indessen ist hierarchisch gestuft in Ordnungen, und so ergibt sich denn eine hierarchische Stufenfolge auch der Bauzwecke. Jeglicher Bauzweck nämlich gründet in einer höheren oder niedrigeren Ordnung des Seins; nach dieser bemisst sich sein Rang. Der Sakralbau ist höherer Ordnung, er «ist mehr» als der Profanbau, denn sein Zweck: als Gotteshaus und Kultstätte zu dienen, gründet im Sein Gottes, dem ranghöchsten Sein, dem Sein in Vollendung. Die Profanbauten hingegen verwirklichen allesamt Bauzwecke, die im natürlichen Sein des Menschen gründen, sowie auch im natürlichen Sein der vom Menschen beherrschten untermenschlichen Kreatur (Pflanze, Tier), — Bauzwecke gründend in und hervorgehend aus Ordnungen unterhalb der Offenbarung und des Glaubens. Dies die erste, die grundlegende Unterscheidung. Sei sie noch so simpel, es scheint notwendig, sich wieder einmal auf sie zu besinnen.

Sie allein aber genügt nicht. Die ganze Wirklichkeit, und diese gilt es ja in den Blick zu bekommen, ist weitaus reicher gestuft. So gewahrt man denn innerhalb der Profanbauten eine rangunterste Gruppe, die der Tierbauten: Zoo-Behausungen aller Art, Fischteich, Fasanerie, Volière, Marstall, Pferdeschwemme. Bauzweck: auf wirtschaftlichen Nutzen, wissenschaftliche Forschung oder betrachtsame Liebhaberfreude, bedachtes Verwahren untermenschlicher Kreatur, deren animalisches Wohlsein es zu sichern gilt. Nicht der Mensch erhält hier sein ihm wesensgemässes Obdach, nicht er wird baulich bedient, sondern das Tier. Man möge die den Architekten selbst hier schon, selbst in diesem rangniedrigsten Bereich baulichen Schaffens anfordernde Wirklichkeit nicht unterschätzen, verpflichtet doch bereits sie zu angestrengtem Beobachten und Erfinden; und so sind denn einstmals auch in diesem Bereich Bauten entstanden von edler, die Jahrhunderte überdauernder Schönheit.

Betrachtet auf die den Architekten anfordernde Wirklichkeit hin, in welcher der Bauzweck gründet, stehen höher als jeder Tierbau diejenigen Bauten, die der Mensch sich selbst errichtet. Hier geht es um mehr als bloss die Sicherung animalischen Wohlseins unvernünftiger Kreatur. Zwar ist auch der Mensch animal, und so hat denn auch der ihm bestimmte Wohnbau dem Anspruch seiner Bewohner auf animalisches Wohlsein zu genügen, und bloss in diesem Betracht mag man das Kriechkinderzimmer eines Kinderhortes mit einem Schildkrötenaquarium vergleichen. Aber: Kriechkind ist mehr als Kriechtier, ist ein Geschöpf höherer Ordnung, begabt mit einer unsterblichen Geistseele. Bereits beim Planen eines Kinderhortes gilt es bedacht zu sein nicht allein auf das körperliche, sondern zugleich auf das geistseelische Wohlsein und Wachstum der Einwohner —: und ebendasselbe gilt von sämtlichen Wohnbauten. Unter diesen wiederum sind alle nur dem Einzelnen und der Familie dienstbaren, sind alle privaten Wohnbauten niedrigeren Ranges als die öffentlichen Bauten der Berufskörperschaften, Gebietskörperschaften und des Staates. Dass nämlich in diesen Formen menschlicher Vergemeinschaftung aufsteigend gestuftes Sein sich darstellt, das ist schon von Aristoteles nachgewiesen worden, und vom Staat bemerkt Thomas von Aquin, er sei das Hochherrlichste von all dem, was die menschliche Vernunft ersinnen konnte. Genau so haben alle jene Zeiten gedacht und gefühlt, deren staatliche Bauten wir heute noch bewundern. Man wähne nicht, dass ohne eine systematische, ihre Wesenseinsichten und ihre ethischen Normen rational demonstrierende Staatslehre jemals öffentliche Bauten, seien es monumentale oder nichtmonumentale, von «wahrer» Schönheit entstanden seien! Dies freilich ist nicht so zu verstehen, als seien die Schöpfer jener Bauten sensu stricto «Staatsphilosophen» gewesen; dass die Bauherren und deren Ratgeber es waren, genügte. Aus der einst ganze Epochen beherrschenden, ehrfürchtig durchfühlten Einsicht in das jedem privaten oder ständischen Sein übergeordnete Sein des Staates sind jene Leistungen erwachsen. «Einsicht» meint rationales Erfassen: nicht also ein zweckindifferenter, ästhetischer Enthusiasmus, ein vages Pathos: «die Tonart des Erhabenen und Festlichen auf europäisch aussprechen». Nicht also: «autonome Formen, die für sich selbst Aufmerksamkeit beanspruchen»; sondern ausschliesslich: zweckdienstbare Formen. Der hier anfordernden Wirklichkeit gerecht zu werden, d. h. den Staat in seinen verschiedenen Gewaltbereichen baulich zu bedienen

und solcherweise allemal die ihm innewohnende Hoheit charakteristisch verschieden zu versichtbaren — anders also im königlichen Schloss als im Gerichtsgebäude, in der Kaserne oder im Zeughaus anders als im Parlament, — das haben jene Bauherren gefordert, jene Architekten geleistet.

Obwohl die ranghöchsten innerhalb ihrer Ordnung, der profanen, kommen die Staatsbauten dennoch nicht den Sakralbauten gleich, deren Zweck in einer höheren Ordnung gründet: ist doch die Kirche eine Stiftung Gottes, während der Staat durch die Natur und durch die menschliche Vernunft sich konstituiert. Sakral-Sein ist mehr als Profan-Sein. Dass aber auch das Sakral-Sein, und dass mithin sämtliche in diesem gründenden Bauzwecke nicht alle eines Ranges sind, sondern aufsteigend gestuft auch sie — das liesse sich leicht erweisen. Ich darf indessen davon absehen; ging es doch hier nur darum, das zuvörderst Wesentliche: die seinsgründige Stufenordnung sämtlicher Bauzwecke in grossen Umrissen deutlich zu machen.

Kontinuität des Seins

Es ist nun freilich nicht so, dass die Bauzwecke, von der sichtenden und ordnenden Vernunft, der Ratio,[3] unterschieden und, ein jeder nach seinem Ursprung, aus den Ordnungen des Seins hergeleitet, in ebendiesem Sein auch real zertrennt wären; dass sie es gerade nicht sind, niemals waren und niemals sein werden, gehört zu den fundamentalsten Eigenheiten des Seins. Diese Eigenheit, die Kontinuität des Seins, d. h. seinen in sich geschlossenen Allzusammenhang, und wie er sich insonderheit dem Architekten darstellt, gilt es jetzt in den Blick zu bekommen.

Jacht bleibt Jacht, welchen See immer sie durchkreuze, und Lokomotive bleibt Lokomotive, auf welchem Geleise immer sie rolle. Hier, im Bereich des Technisch-Instrumentalen, mag man von eindeutig-endgültigen, von «streng funktionellen» Formen reden; hier aber liegt noch gar keine architektonische Leistung vor: einzig der Ingenieur konstruiert hier.

Dagegen sieht man schon im rangniedrigsten Bereich baulichen Schaffens, in dem der Tierbauten, wie entferntere Zwecke höherer Ordnungen sich dem niedrigen, dem nächstfasslichen Hauptzweck beigesellen, mit diesem verschmelzen zu einem unauflöslichen Ganzen, einem «Aggregat» von Zwecken, einem Zweckgefüge. Es ist nämlich ein anderes, ob etwa ein Fischhändler sich einen Fischbehälter erbauen lässt, oder ein Kloster. Im zweiten Falle nämlich wird der Fischbehälter allen Erwerbszwecken entrückt, ist er nicht mehr stehendes Kapital, nicht mehr händlerisches Gewinnobjekt, sondern dient er lediglich der Selbstversorgung. Er ist eingefügt einer geschlossenen monumentalen Bauanlage, die nicht weltlichem Dasein, sondern geistlichem, mit besonderer Strenge auf das ewige Heil ausgerichtetem Dasein dient. Damit aber ist seitens der Bauherren gegeben eine beim Fischhändler mindestens ungewöhnliche, hilare Bereitschaft zur Naturkontemplation. Betrachten Sie den im Jahr 1691 erstellten Fischbehälter des oberösterreichischen Benediktinerklosters Kremsmünster. Von einer schlichten Mauer umfasst, die fünf breit hingedehnten, lichtreich schimmernden, von niederplätschernden Strahlen sacht durchwellten Wasserflächen, mit ihren glitzernden Farbflecken schwarmweise oder vereinzelt sich tummelnder Forellen und Karpfen — sind sie nicht schön? Sie sind schön. Und weil sie schön sind, was lag da näher als all den Glanz hinaufzuverspielen an die Kreuzgewölbe von Gängen, welche die Teiche umrahmen und scheiden, nach der Wasserseite hin abgestützt auf runde Säulchen. Diese aber stehen auf der mit schmiedeeisernen Geländern hier und dort durchsetzten Teichbrüstung. So wirft denn von unten herauf das Wasser seine kringelnde Lichtfülle, von oben herab aber spiegeln die bogenreichen, säulenreichen Gänge im Wasser all ihre weissen Archivolten und Rippenstreifen. (Homo ludens: der wesensnotwendig spielfreudige Mensch bleibt ein solcher auch als Bauender; oder er versinkt in tierischen Ernst, leidet dann an einem sein Menschtum mindernden, ja es gefährdenden Defekt und macht eine dementsprechend schlechte, eine defekte Architektur.) Es ist indessen nicht so, dass neben bzw. über der Naturkontemplation und dem aus ihr erfliessenden spielerischen Ergötzen, im Zweckgefüge dieser klösterlichen Architektur die geistliche Kontem-

[3] Ratio heisse hier die aristotelisch-thomistisch verstandene, nicht also die aus der Aufklärung sich herleitende «Ratio» des von Ihnen als Typus erfassten Funktionalisten. Dass die von Ihnen selbst vertretene und belobigte, «nicht in bewusster Reflexion sich Gedanken machende» und «im Grund einzig legitime, naive Art von Traditionalismus, unendlich ehrwürdig und unendlich verletzlich», den Raisonnements des Funktionalisten «wehrlos» gegenübersteht, bekennen Sie selbst. Was Ihnen darüber hinwegzuhelfen scheint, ist lediglich Ihr Trost: «dass der Glaube an die kulturschöpferischen Möglichkeiten des Materialismus ... durch die historische Entwicklung ... widerlegt» sei. Allein, mit solcher Berufung auf einen Glauben ist der prinzipiellen Auseinandersetzung ausgebeugt und also der Boden einer «objektiv-theoretischen Betrachtung der Architektur» verlassen. Kulturpolitisch realisiert, muss Ihre Auseinandersetzung mit dem Funktionalisten notwendig ergeben einen heillosen, blinden Machtkampf zwischen dem sich als allzuständig setzenden ökonomisch-technischen Sachverstand einerseits und Ihrem ein edles, tiefempfundenes Missbehagen nur anmeldenden, nicht aber rational zu demonstrieren fähigen, irrationalen Romantismus anderseits. «Konservativ ist das Beharren und Weiterschreiten in einer gegebenen Tradition, mit der man sich unlöslich verbunden fühlt, weil man nicht anders kann.» Man kann nicht romantischer reden als so.

plation nicht auch noch vorhanden wäre —: fand doch selbst sie ihre Erfüllung in reichbewegten Statuen biblischer Gestalten, auf kaum das Wasser überragende, steinerne Querschwellen hineingestellt in die Mitten der fünf Teiche. Wie die Tischlesung das klösterliche Mahl, begleiten diese Steinbilder die Arbeit der oft stundenlang hier beschäftigten Laienbrüder. — Sie sehen, Herr Redaktor, wie reich und eigenartig schon das Zweckgefüge dieses Fischbehälters sich ausnimmt. Betrachtet in der monastischen Bauanlage drin, ist er deren ein geringfügiger Teil, meint er doch zunächst nichts anderes als: genug Fische zur Fastenzeit. Aber durch die Kontinuität des hier vorgegebenen, den Architekten anfordernden Seins ist er mitstrukturiert durch Zwecke höherer Ordnungen als nur der Leibesnahrung.

Wäre mir Raum genug vergönnt, dann wollte ich diesem relativ einfachen Beispiel ein weit schwierigeres beigesellen und das Zweckgefüge einer monumentalen Staatsarchitektur aufweisen. Allein, mich dünkt, schon das soeben vorgetragene Beispiel mache das Wesentliche deutlich: die Ordnungen des Seins, die begrifflich unterschieden werden können und durchaus unterschieden werden müssen — wie denn anders als durch eindringliches Unterscheiden liesse sich die schwierige Vielfalt gewinnen, die zur beglückenden Einheit soll gemeistert werden? — verharren unzertrennbar im realen Sein und lassen aus diesem heraus immerfort eine Fülle verschiedenster Zweckgefüge erstehen. Mit Recht hat man vom Philosophen gesagt, sein Ehrgeiz müsse sein: nichts Wirkliches auszulassen. Ebendasselbe gilt vom philosophischesten aller Kunstschaffenden, vom Architekten. Nicht vom Lyriker, dessen Genius auffliegend in einem Nu alle Ordnungen des Seins durchmisst, wohl aber vom Architekten ist vorerst verlangt die Gabe der ruhevollen Zusammenschau; er nämlich gestaltet sein Werk weder im Wort noch im Ton, sondern in den erdenschwersten Materialien.

Von hier betrachtet, scheint es mir unerlaubt, in gewaltsam-simplistischer Weise zu behaupten, dass nicht anders als die von Ihnen im selben Atemzug genannten Kücheneinrichtungen, selbst Spitäler und Schulen «auf einen ganz bestimmten, eindeutigen Zweck hin spezialisiert» seien, und darum denn auch dem Funktionalisten überlassen werden dürften. Das heisst doch wohl die hier anfordernden, im höchsten Masse durch Rücksichtnahmen und Zielsetzungen geistseelischer Art mitstrukturierten, überaus reichen Zweckgefüge verstümmeln auf bloss das, was Ihr Widerpart, der von Ihnen so ironisch befochtene Funktionalist, schliesslich ja auch meint: die Schule ist eine Kenntnisverteilstelle, der Spital eine Gesundheitsfabrik. Und wiederum ist es unhistorisch und wirklichkeitsfremd, wenn Sie behaupten, dass die private Wohnung «stets als die Domäne der entspannten Haltung» gegolten habe. Etwa ein Bauernhaus, drin die Ehegatten und Meistersleute eine Schar Kinder aufzuziehen und zudem ihr trotziges Gesinde in Zucht zu halten haben, ist bloss mit «Domäne der entspannten Haltung» doch wohl kaum sehr glücklich gekennzeichnet. Nicht frei von typisch großstädtischen Ressentiments und Sentiments, reduzieren Sie simplistisch die Wohnung zum «letzten Rest relativer Geborgenheit», zum Zufluchtsort nach den Tagesstrapazen eines zutiefst verhassten Berufes. Unter das Mass des Menschen hinab, erniedrigen Sie die menschliche Wohnung zur tröstlichen Höhle, zum schummrigen Unterschlupf.

Nicht minder ist es eine gewaltsam-simplistische Verstümmelung reich strukturierter, prachtvoll kontingenter Wirklichkeit, und ist es eine historisch unhaltbare Behauptung, wenn Sie sagen, dass «ästhetisch gespannte Haltung, angespannte Bewusstheit, beständige Selbstkontrolle» früher «auf jene Gebiete konzentriert» gewesen seien, die «ohnehin Brennpunkte geistiger Konzentration waren: auf die Monumentalarchitektur der Kirche und des Staates und auf die sozial und erotisch pointierte Sphäre der Mode». Was zunächst diese letztere angeht, so muss ich Ihnen freimütig meine Inkompetenz gestehen, als ein in dieser Sphäre nicht Heimischer. Was indessen die sakrale Monumentalarchitektur betrifft, so ist es zweifellos so, dass sie — wie übrigens alle zu dauern bestimmte Architektur, ungleich also etwa den kurzfristigen Festarchitekturen — immer an den ganzen Menschen sich wenden muss, nicht also nur an den bewussten Menschen, den Denkenden und Wollenden, sondern auch an den unbewussten Menschen, den Wesenden. In welche Zustände Hysteriker verfallen, wenn sie eine unserer Kathedralen betreten, weiss ich nicht; aber das weiss ich — es springt in die Augen —, dass die Erbauer jener Kathedralen nicht allein majestätische, sondern zugleich (welch reiches Zweckgefüge!) intime, trauliche Räume schaffen wollten, Räume, nicht allein einladend die frohen Scharen der Gläubigen zu prunkvollen Gottesdiensten an den Morgen der Festtage, sondern einladend auch jeden einzelnen Mühseligen und Beladenen zum stillen Gebet an den Abenden der Werktage. Bauten also, die keinesfalls zu beständiger «angespannter ästhetischer Selbstkontrolle» zwingen, sondern deren Krypten und Seitenkapellen und dämmernde Pfeilerwaldungen ausruhen lassen in seliger Geborgenheit; einer Geborgenheit höherer Art freilich als die häusliche: hier ist die Familie, dort die Kirche der bergende Schoss. Man soll begrifflich scheiden, nicht aber soll man gewaltsam zertrennen, was im kontingenten Sein in unzertrennlicher Verbundenheit lebt und west. Nachgeprüft am sakralen Monumentalbau, nimmt sich Ihre Behauptung ganz besonders abwegig aus. Sie hat nichts Geringeres wider sich als den überwältigenden Consensus christianorum.

Abundanz des Seins

Erwachsen aus nah oder weit auseinandergestuften Ordnungen des in sich reich gestuften Seins, sind die tektonischen Zweckgefüge, obwohl rational demonstrierbar allesamt, keineswegs bloss karg-richtig, bloss exakt-stimmig, restlos aufgehend in einem wenn auch noch so komplexen Kalkül. Es bleibt — das ist bereits aus den vorangegangenen Darlegungen durchblickweise sichtbar geworden — ein letzlich nicht einkalkulierbarer, ein faszinierender, ein spontan beglückender Rest. Hinter seiner Gestuftheit und seiner Kontinuität nämlich offenbart das Sein noch eine weitere seiner Eigenheiten: die Abundanz. Das Sein überfliesst. Es spendet seinen rühmenswerten, seinen nie genug zu rühmenden «goldenen Ueberfluss» (Keller). Möge, am Ende dieses Briefes, der Blick noch eine kurze Weile lang haften dürfen auf der Abundanz

des Seins. Hier nämlich ist beschlossen letztlich das Geheimnis aller Schönheit, auch aller vom Menschen geschaffenen Schönheit,[4] mithin auch das aller tektonischen Schönheit.

Wenn das wahr ist, muss es aufweisbar sein nicht erst in der höchsten Ordnung baulichen Schaffens, an den monumentalen Sakralbauten also, deren spirituale Schönheit ja am offensichtlichsten gründet in der Abundanz, in deren höchster Erscheinungsform nämlich: der göttlichen Gnade selber, die, nach ihrer theologischen Definition, nichts anderes ist als «das ungeschuldete Hinzugegebene». — Nein, es muss aufweisbar sein schon in rangniedrigeren Bereichen baulichen Schaffens, etwa in einer Bauernstube, die in ihrer schlichten ungelenken Formensprache denn doch auch rühmend zu reden weiss von rühmenswerten, weil gnadenhaften Dingen: von Kindern, Eltern und Ahnen, von Meistersleuten und Gesinde, vom gemeinsamen Mahle aller, von sommerlicher Schattenkühle und winterlicher Ofenwärme: von den Stufen menschlichen Wachsens und Vergehens also, von Herrschaft und Dienst, von «Brot und Wein» und vom unwandelbaren Kreislauf der Jahre. Die Schönheit, hat man gesagt, sei der aus aller, jawohl a l l e r seinsgründigen Geordnetheit hervorbrechende Glanz des Wahren und Guten. Dem ist so. Nur schon eine Bauernstube erweist es. — Indessen, die Abundanz muss, wenn anders sie eine transzendente Eigenheit des Seins ist, aufweisbar sein noch weiter unten: schon bei den Tierbauten. Und in der Tat, sie ist aufweisbar schon hier. Betrachten Sie die beiden Salzburger Pferdeschwemmen, und zwar nicht so sehr die Kapitelschwemme mit ihrer prunkvollen Wandkaskade, als vielmehr jene andere am Neutor. Wie ist sie hingebaut vor den steil emporgrünenden Schlossberg und, näherhin, vor ihre edel gegliederte Brunnenwand nach römischem Muster. Zwischen den Seitenvoluten der beiden Rampen bewegt sich die zieratreiche Balustrade in geraden und gekurvten Teilstücken festlich dahin um den Wasserspiegel, aus dessen Mitte ein mächtiger, volutenflankierter Sockel aufragt, weithin sichtbar emporhaltend das Steinbild eines sich bäumenden Rosses! — Was meint diese Architetur? Wohl meint sie auch die Gloria ihres Erbauers, jenes Erzbischofs, der für seinen Marstall diese Schwemme errichtet hat. Ihren Geber[5] rühmt jede Gabe, gewiss. Aber jede Gabe trägt denn doch zunächst ihren Wert in sich selbst. So betrachtet: was meint diese schöne Architektur? Ueber den wegzuschwemmenden Staub und Schmutz hinaus, meint dieser Tierbau — denn das bleibt er, er hält sich durchaus in seiner Ordnung — noch etwas weit anderes: die erhabene Schönheit des Pferdes nämlich, des Pferdes, das einst Pindar gepriesen hat und höher noch als dieser, weil in heiliger Sprache, der Psalmist. Das Pferd meint diese Architektur. Seine, des Pferdes Schönheit rühmt, «glorifiziert» sie. Habet fundamentum suum *in re*. Der Architekt waltete hier als der festliche Kundmacher der ihm r e a l vorgegebenen Schönheit, der Schönheit nämlich einer schönen Kreatur. «Wahre» Monumentalität ist, wie jede «wahre» Architektur überhaupt, seinsgründig. Sie ist und sie bleibt höchst r e a l e n Zwecken verhaftet. (Und keineswegs ist sie, wie Sie, Herr Redaktor, erklären — siehe oben — nahezu zweckindifferent! Wäre sie dies, dann fürwahr hätten es hier nicht die Rosse sein müssen; nein, dann hätte jener Kirchenfürst fast ebensowohl seine Schweineställe monumental ausbauen können.)

Vom Architekten, dem Planendsten unter allen Kunstschaffenden, sei, so sagte ich, vorerst verlangt die Gabe ruhevoller Zusammenschau. Bloss «vorerst»: wenn nämlich, nachdem die vielerprobte Vernunft und der geschulte Sachverstand all das ihre geleistet, schliesslich die Abundanz des Seins ihn, den Architekten, berückt, heischend, dass er nun selbst ihr noch gerecht werde, selbst ihr noch Genüge leiste durch sein zu erschaffendes Werk, — dann freilich wird deutlich, dass auch die tektonischen Kunstwerke nicht verständelnde Gemächte sind, sondern Erzeugnisse jäh aufbrechender, hinreissender, die überlegende Vernunft schweigen heissender Schöpferlust:

Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer

singt Schiller. Ebendasselbe lehrt in seiner erhabennüchternen Sprache auch Thomas von Aquin, der, handelnd von der Geschlechtslust (also wiederum, wie bei Schiller, das Schöpfungsgeheimnis von Zeugung und Geburt) und vom gerechten Zorn, die Anschauung vertritt, dass es nicht wider das Wesen der Tugend sei, wenn die Ueberlegung der Vernunft zuweilen aussetzt in der Ausführung dessen, was die Vernunft schon überlegt hat; worauf er unmittelbar diesen Satz[6] hinzufügt: «Auch die K u n s t (ars) würde gehemmt in ihrem Tun, wenn sie, wo es zu wirken gilt, überlegen wollte, was zu tun sei.»

Dies, verehrter Herr Redaktor, möchte Ihnen zu bedenken geben Ihr

Theodor Willy Stadler

[4] Vgl. Theodor Haecker, Schönheit. Ein Versuch. Leipzig 1936.

[5] Monumentalität erfliesst aus der Gesinnung hochherzig schenkender, erhabene Gedanken in Festfeier, Bildwerk oder Bauwerk zu versichtbaren gewillter Opferbereitschaft; in der Sprache der mittelalterlichen und barocken Moraltheologen: magnificentia. — Dass aus den beiden Salzburger Pferdeschwemmen «ein monumentaler Sinn redet, wie er in Deutschland nicht seinesgleichen hat», weiss auch Hans Volkmann (Die künstlerische Verwendung des Wassers im Städtebau, Berlin 1911. S. 78).

[6] Summa theologica II, II, 158, 1 ad 2. — Vgl. Josef Pieper, Zucht und Mass, Leipzig 1939, S. 93.

V.

Ihr Aufsatz hat mich sehr eingenommen, weil er für die Phantasie und den Individualismus eintritt; da «Das Werk» keine interne Architekturzeitung ist und sich an das Publikum wendet, darf ich vielleicht dazu Stellung nehmen. Dabei habe ich eine Schwierigkeit zu überwinden. Was Sie über die Architektur selber schreiben, ist für mein Verständnis zu abstrakt gehalten; zu Ihren Anspielungen kann ich mir die Beispiele nicht vorstellen, weil ich in der Materie nicht zu Hause bin. Aber alles, was Sie im Abschnitt «Soziologie und Idealismus» gesagt haben, klingt an Dinge an, die mir bekannt sind, und hierin stimme ich Ihnen bei, dass der Materialismus in Soziologie und Politik tatsächlich zum Nihilismus geführt hat. Die Materialisten haben alle geistigen Werte so lange verdächtigt, bis sie selber als geistige Menschen abdankten und die Führung ihrer Angelegenheiten solchen Individuen überliessen, von denen sie annahmen, dass sie dumpf genug wären, um mit dem *Instinkt* eine Richtung zu finden, die sie mit den Augen des Geistes selbst nicht mehr wahrnahmen und nicht mehr zu bestimmen wagten. Sie wurden Blinde, die einem Tauben gehorchen, Hammel, die einem Leithammel folgen. Sie trauten zuletzt nur noch biologischen Kräften. Ob aber das, was sich auf dem Feld der Politik so traurig bestätigt, auf jenes der Architektur ohne weiteres übertragbar ist, das weiss ich nicht. Der architektonische Materialismus ist Technik, und damit ein Geistiges, und als solches unzerstörbar; er wird sich immer wieder durchsetzen.

Ich habe die Wichtigkeit der Politik für die Entwicklung von Sitten, Formen und Ideen früher selber überschätzt; davon bin ich aber abgekommen. Heute bin ich so weit (und darin habe ich meine Menschenwürde wieder gefunden), dass ich in der Politik nur das Betätigungsfeld einiger Gorillas sehe, die sich in allen Ländern (in allen!) auf die Sessel der Macht hinaufschwingen; deren Ziele und Zwecke uns aber eigentlich nichts angehen. Entscheidend für die Wandlung der menschlichen Kultur ist nicht die Ordnung, oder vielmehr die Unordnung, die diese vorweltlichen Gehirne über die Welt bringen, sondern die treue Arbeit der Gelehrten, der Erfinder, der Ingenieure, der Künstler, der Architekten, aller Leute also, die einer vernünftigen, nützlichen Beschäftigung nachgehen. Diese allein bestimmen, wie sich die Welt einrichten wird; darum ist auch das Resultat immer anders, als die Politiker es sich vorgestellt haben. Ihre plumpen Mittel sind nur das Zeugnis ihrer Ohnmacht. Sie vermögen vielleicht die Kurve der kulturellen Entwicklung zu unterbrechen, aber nie werden sie es fertigbringen, sie abzubiegen; auf den Charakter und den Verlauf dieser Kurve haben sie nicht den geringsten Einfluss. Diese Behauptung hätte man noch vor dreissig Jahren mit solcher Bestimmtheit nicht aufstellen können. Jahrtausendelang war es nämlich so, das wir Menschen dem Genie der Politiker hilflos preisgegeben waren. Politiker vermochten tatsächlich Völker auszurotten und Länder zu veröden. Heute nicht mehr. Und das liegt an den unerhörten Möglichkeiten der modernen Technik.

Darum aber, weil die Technik die Retterin der Menschen sein wird, glaube ich auch, dass diese es in ihrer näheren Umgebung zum Ausdruck bringen werden, wie sehr sie der Technik zu Dank verpflichtet sind. Ganz naiv werden sie das tun. Es ist vollkommen richtig, dass man in seiner Wohnungseinrichtung «Bestärkung» sucht, und es ist möglich, dass man diese eine Zeitlang wieder im Historismus finden wird; aber nur weil man die traurige Handhabung der Technik durch die Politiker erlebte. Das präzise Fuktionieren ihrer Zerstörungsmittel hat uns das funktionelle Einrichten unserer Umwelt vorübergehend wieder verleidet. Aber nur vorübergehend! Die Zeiten werden nie wiederkehren, wo ein Balzac mit naivem Entzücken noch schreiben konnte: «In einem gotischen Boudoir, dessen Türen von gemusterten Portieren verhangen waren, waren auch die Umrahmungen, die Uhr, das Muster des Teppichs gotisch; selbst die Fensterscheiben waren im gleichen Stil gemalt. Das Gemach war dämmerig und liebesdurchweht wie ein deutsches Lied, ein rechtes Liebesnest für eine Leidenschaft von 1827, mit dem Duft seltener Blumen erfüllt. Hinter diesem Salon sah ich noch eine Flucht von Zimmern, darunter ein reich mit Gold verziertes im Stil Ludwig XIV., das zu unserem heutigen Geschmack einen bizarren, doch angenehmen Gegensatz bildete.»

Diese Welt ist vorbei! Dabei waren solche Launen noch zur Zeit Balzacs voll eines eigentümlichen Lebens; sie waren vollkommen naiv; die Intensität seiner Romane, in denen er das in solchen Räumen sich abspielende Seelenleben auffing, beweist es. Aber zeigt eine solche Stelle nicht auch am deutlichsten, wie sehr seit den Zeiten Galileis und Lionardos die Technik die Zentralachse der europäischen Kulturentwicklung geworden ist?

Allerdings ist dazu eines zu sagen: diese Einsicht, dass die Technik in der Gestaltung unserer Umgebung schliesslich siegen wird, lässt sich nicht aus den Bedingtheiten der Technik selbst gewinnen. Dass über einen Fluss eine bestimmte Brücke gebaut werden kann, beweist noch nicht, dass sie gebaut werden wird. Das macht ja gerade die Unbeholfenheit der modernen Architekten aus, dass sie zwar das Richtige vertreten, aber mit unzulänglichen Begriffen. Es geht einfach nicht an, den Uebergang vom romanischen zum gotischen Stil und von diesem zu dem der Renaissance aus Gründen des Konstruktivismus zu erklären. Das ist

viel zu eng und dürftig. Nie wird ein Konstruktivist uns klar machen können, warum es in Indien, trotz einem das gesamte Fühlen und Denken anspannenden Opferdienstes, anderthalb Jahrtausend lang keinen einzigen Tempel gegeben hat, und warum aufs Mal Tempel wie Pilze aus dem Boden wuchsen und warum sie die bekannten sonderbaren Formen annahmen. Das alles liegt in anderen Gegebenheiten der menschlichen Natur, als in jenen, worin ihr technisches Genie gründet. Die Menschen haben eine unerhörte Einbildungskraft. Götter und Dämonen vermögen für sie Wirklichkeiten zu werden. Seit jeher huldigen sie den Gebilden ihrer Erfindungsgabe, der Entäusserung ihrer Seelenkräfte. Nun sehe ich aber in der heutigen Technik eine genau entsprechende Exteriorisierung. Sie ist unser Gott und unser Dämon geworden. Waren die früheren Schutz- und Schreckgötter imaginäre Entäusserungen, so ist die Technik ein reales, greifbares Produkt der menschlichen Schutzreaktion; sie ist das bisher brauchbarste Geschöpf unserer Einbildungskraft im Kampf um die Sicherung des Lebens. Die alten Brahmanen glaubten, sie könnten durch ihre Opferhandlung die Götter zwingen, ihnen zu dienen, ja, sie gelangten zur hochmütigen Vorstellung, sie selbst wären es, die die Götter schufen, sie wären also selbst Götter. Welcher Hochmut wird die Menschheit erst erfüllen, wenn sie den gewaltigsten Gott, den sie geschaffen hat und unter dessen Joch sie heute noch seufzt und blutet, endlich überwunden und zu ihrem Diener gemacht haben wird! Die Befriedigung, sich mit einem Ludwig XIV. zu identifizieren, wird dann recht dürftig sein.

Nur von solchen Gesichtspunkten aus lässt sich vertreten, dass die Technik siegen und unsere gesamte Umgebung bestimmen wird. Deutet nicht gerade die Ueberempfindlichkeit der Konstruktivisten darauf, dass sie sich als Priester und Apostel einer neuen Religion fühlen? Sie sind unsere neuen Mönche. Gewiss sind sie noch starr und einseitig; sie sind ein Orden; ein protestantischer dazu. Aber ich glaube, dass man sie in ihrer Missionstätigkeit nur richtig zu würdigen braucht, damit sie ganz von selber freier werden, sich entspannen und uns alle Rechte der Phantasie und des Individualismus wieder einräumen, deren der Mensch bedarf, um heiter und schöpferisch zu leben. Das haben alle Kirchen getan. Ihr Aufsatz berührte mich darum sympathisch, weil er der Versuch war, aus jenen engen Denkkategorien, die sich Fachleute immer bilden, herauszukommen und das Phänomen «Architektur» mit einem weiteren, freieren Blick zu betrachten.

Was den Historismus betrifft, so glaube ich mit Ihnen, dass er gegenwärtig eine gewisse Konjunktur hat, aber eine recht brüchige. Zu ihm gehört eine Welt, die ich nirgends mehr sehe. Kein Dichter wird gotische Boudoirs je wieder besingen! Just weil ich in der Technik nicht zu Hause bin, vermag ich zu übersehen, was alles dazu gehört, damit die Technik von romantischen Stimmungen übertönt werden könne. Diese Welt ist vorbei. Und übrigens, wer wirklichen Sinn für historische Formen und überhaupt «Stil hat», der wird es vorziehen, sich in einem alten Haus mit alten Möbeln einzurichten, und es vermeiden, modernen Architekten eine Quadratur des Zirkels zuzumuten, die sie wirklich nicht leisten können. Mir persönlich liegt das Wohnen in moderner, eintöniger Umgebung nicht. Ueberall die selben Stahlmöbel, die selben grossen Glasscheiben, das macht mich nur traurig; ich komme mir viel zu nobel vor; ich werde darin konfus wie ein Christ in einer Arena. Aber wenn ich das Martyrium und das Mönchsleben für mich persönlich ablehnen muss, so vermag ich die Bedeutung des Christentums deswegen doch einzusehen. Und so kann ich auch auf meinem Biedermeiersessel überzeugt bleiben, dass dem neuen Orden die Zukunft gehört.

Nachtrag. Nach Anhören der Diskussion im Kongresshaus ist mir klar geworden, dass Sie weniger den Historismus als solchen verfechten, als die kämpferische Betonung einer Idee bei der Gestaltung von öffentlichen Bauwerken, und zwar der demokratischen Idee im Gegensatz zur totalitären. Darin liegt eine wichtige Anregung.

R. J. Humm

Das «Werk» will eine Tribüne für die öffentliche Diskussion von Kunst- und Architekturangelegenheiten sein. Die Redaktion hat deshalb diesen von der Redaktionskommission ausgewählten Stimmen zum Artikel «Situation der Architektur 1940» gerne Raum gegeben, ohne sie der üblichen Retusche zu unterziehen, die sich jede Redaktion allen Beiträgen gegenüber vorbehalten muss, die sie nicht selbst betreffen wie die obigen. Leser, denen es auf eine ernstliche Auseinandersetzung mit den angeschnittenen Fragen ankommt, werden feststellen müssen, dass es sich grösstenteils um Missverständnisse handelt, die sich durch nochmalige unvoreingenommene Lektüre des umstrittenen Artikels von selbst beheben, so dass wir nicht darauf zurückkommen müssen — auf einige andere Punkte wird der Redaktor im Aprilheft antworten, sofern es der Platz erlaubt (das Märzheft ist ganz vom Thema «Theater» mit Beschlag belegt). *p. m.*